

in Südafrika, heute in Düsseldorf. Sie wurde durch Erzählungen bekannt („Ein Morgen Ende Mai“, 1969). Sie veröffentlichte Verse u. a. im „Hochland“. „Sage und schreibe“ ist ihre erste lyrische Buchveröffentlichung. Zeller schreibt eine betrachtende Lyrik, eine realistische, religiöse, eingespannt zwischen Bibel und Gesangbuchvers auf der einen, zwischen Erleben der afrikanischen Wüste und des Großstadtpflasters, Erinnerungen an den letzten Krieg auf der anderen Seite. Wozu schreiben? „Die Atemnot / artikulieren / Die Syntax / bestreiken / So tun als ob / es Ausreden gäbe / für Kyrieleis.“ „Mein Gedicht / die Quersumme / meiner Einsilbigkeit / die Schrecksekunde / in der ich das Wort / ins Gebet nehme.“ Auffallend auch hier das Thematischwerden des Atems und des Worts. Zeller kann als Frau, muß als Christin die „Liebe“ bedenken, Liebe zwischen „Raubtierleben“, Käuflichkeit, „erster Korinther dreizehn“. Afrikanische Bilder, alltägliche und familiäre Geschehnisse (Geburt, Ehe), Lauf der Welt 1914 und zweiter Weltkrieg und Ermordung Martin Luther Kings geben den Stoff. Die Bilder, Berichte, Erfahrungen sind allenthalben durchschossen von biblischen Betrachtungen, Psalmversen. Wider die Leugner des Glaubens und wider das Klischee der Christen: Auseinandersetzungen mit Welt und Wort. Die Gefahr des christlichen Vorwissens, der biblischen Ordinaten wird im abgegrenzten Themenkreis und an den deutlich begrenzten Rändern sichtbar, die Gefahr, daß das Hemd des Glaubens zum Panzer wird gegen das noch nicht Benannte, extremer zu erkundendes Bewußtsein ausschließt. Die betrachtende Paraphrase auf Psalm 8,5 („Was ist der Mensch, daß Du seiner gedenkst?“) verläßt den vorgegebenen Satzhorizont nicht. Die Zeile „Geheiligt werde / dein zugefrorener Name“ aus dem „Winterpsalm“ hält der härteren Anforderung stand. Ähnlich kommt die erste und letzte Strophe des zyklischen Schlußgedichts „Nach erster Korinther dreizehn“ – ein erstaunlicher Versuch, einen leierbekannten Text zu verfremden – über Gewohntes nicht hinaus. Dazwischen aber stehen Sätze, die man nicht vergißt: „Die Liebe

ist lächerlich . . . Sie stellt sich quer . . . Daher ist es lebensgefährlich, sich mit ihr einzulassen . . . Sie ist ein Skandal.“ Nur wenn biblische Sätze wieder und zuerst fremd werden – sei es in sich selbst oder im unerwarteten, provozierenden Kontext –, sind sie literarisch brauchbar, lesbar.

P. K. Kurz SJ

ZIELONKA, Michael: *Ich, Zugabe zu meinem Nabelstrang*. Gedichte. München: Relief 1970. 61 S. Kart. 12,-.

Mit einem großformatigen, bibliophil gefalteten Lyrikband debütiert Michael Zielonka. Er ist 1942 in Nordhausen (Harz) geboren, studierte Romanistik und Theologie in Frankreich, gegenwärtig Philosophie und Theologie in Innsbruck und gehört dem Oratorium des hl. Philipp Neri in Aachen an. Jenseits der Schwelle „christlicher Literatur“ angetreten, verbindet der literarisch nicht unerfahrene Autor surreale Einflüsse und Pop-Stilistik mit einem aus philosophischen Bewußtsein und persönlichem Erleben gespeisten Sprachduktus. Der Titel „Ich, Zugabe zu meinem Nabelstrang“ verrät Originalität. Schade, daß die Verse diese Thematik nicht weiter verfolgen und weniger aus dem Understatement leben als aus der philosophischen Sentenz. Deutlich spricht sich ein lyrisches Ich auf der Suche nach Identität aus, in der Auseinandersetzung mit modischen Zeitströmungen, eine Vorstellung von „Gott“ umkreisend, auf dem Weg zu Welt und Sprache. Ein „Schuld und Gesellschaft“ überschriebenes Gedicht lautet: „Konflikte, personifiziert. / Ein Ichtreiben, / eine Bewußtseinssonne. / Hier stehe ich. / Ich verzweifle neu, / völlig neu. / Der Volksmund hat mich ausgegurgelt. / Mein Profil wurde gekantet / und stürzte auf mich herab / – als Trieb. / Schuldlos scheint mir meine Schuld. / Integral aber, aber geradlinig, / bin ich hineinverstrickt.“ Nicht alle Gedichte verallgemeinern so früh und direkt. Das „Furcht“ überschriebene Gedicht ist nicht ausgeschrieben. Die Benennung des Weshalb und Wovor des Schreckens, die „Beichte“ des Gedichts bleibt ausgespart, nicht zufällig, wie ich meinen möchte, bei einem



Theologen. Mehrere Gedichte sind namentlich genannten Lehrern und Freunden gewidmet. Das ist ungewöhnlich, wenn eine besondere sprachliche Signifikanz der Person oder der Verbindung zu ihr nicht vorliegt, übersteigt zu wenig den Eindruck des Privaten. Ein „Lyrik und Theologie“ überschriebenes Gedicht beginnt: „Biologie des Absoluten. / Wie vermittle ich mich / an mich selbst? / Mein Anfang ist ein letztes Ende. / Ein Sprachleib dann, / wenn ich sage, / ich selber bin.“ Vermag der Leser auch das „Ende“ nicht einzusehen, so ist die „Biologie des Absoluten“ und der „Sprachleib“ in der Tat das außerordentliche Problem von Lyrik und Theologie, das dem Leser noch problematischer erscheint als dem schreibenden Autor. Die Gefahr des auf diesem Streckenabschnitt schreibenden Lyrikers ist das gelernte Wissen, die Ordnung heischende Bildung, die lehrhafte, Existenz überdeckende gedankenlyrische Summe. Der „Sinn“-Teppich gerät zu metaphysisch, zu moralisierend, zu früh. Verse schreiben als Theologe, zumal als studierender, ist ein äußerst schwieriges Unterfangen. Das Wort muß im Vers konkret werden, das Bild gegen den Begriff antreten. Man darf auf den weiteren Weg des Autors, auf die Gärung des Gedankens, auf die Kraft des Ausfalls gespannt sein.

P. K. Kurz SJ

PACHER, Ingeborg: *Die unter dem Regenbogen*. Lyrik. Klagenfurt: Carinthia 1971. 76 S. Lw. 15,50.

Aus dem Land der Ingeborg Bachmann und Christine Lavant kommt die 1937 geborene Lyrikerin Ingeborg Pacher. Sie veröffentlichte Verse in Zeitungen, in der Monatsschrift „Geist und Leben“, im Funk. Dies ist ihre erste Buchveröffentlichung.

„Die unter dem Regenbogen / sammeln auch Steine. / Sie nageln Fragen an die Wand der Tage. Sie fallen einsam in die Nacht / und falten im Dunkel die Seele“ (7). „Der Regenbogen wankt. / Die alten Himmel sind zer-dacht“ (11). „Doch sie wissen den Weg, / die unter dem Regenbogen“ (7). „Das / Wort / ist / meine / Art / zu / atmen / und / mein /

Grund / zu / sein“ (14). Der Band ist viergeteilt. Der erste Teil umkreist das Regenbogen-thema. Der zweite spricht und betet aus der Nacht eines mystischen Vertrauens einem nicht faßbaren, unendlichen Du entgegen. Der dritte Teil, ein Gebrauchstext, paraphrasiert die Vater-unser-Bitten aus einer heutigen Wir-Situation. Der vierte Teil meditiert zwischen Schrei und Frieden die Situation des an Jesus Glaubenden. Aus den Versen spricht ein starker Ich-Kern und Ich-Raum. Die Autorin sagt über ihre Verse: „Die Nähe zu den Psalmen fasziniert mich, weil in den Psalmen im Du-Raum geatmet wird. Mein Bemühen geht dahin, selbst in die Identität von Wort und Sein zu gelangen. Deshalb ist mein Wort auf der Suche nach dem Du... Liebesgedichte sind letztlich Gebete, in denen die Isolation überwunden und der Weg zu Mensch und Ding und zu Gott freigelegt wird.“

Pachers Verse werden Lesern zur Betrachtung helfen. Trost spenden. Sie sind innerlich, heimatlich, sehr beseelt. Hält man die „Gebrauchstexte“ Dorothee Sölles (Wolfgang Fietkau Verlag 1969), vorab deren Erweiterung der Vater-unser-Bitten, gegen die Pachers, so springt ein denkbar großer Unterschied und Gegensatz ins Auge. Die Verse Sölles sind konkreter gesellschaftsbezogen, konzentrierter, im Sprechen und Denken intellektuell. Das Sprechen Pachers ist vergleichsweise „naiv“, was einmal eine gewisse Spontaneität und Ungebrochenheit meint, zum andern die noch nicht urbane Reflektiertheit und Härte des Worts. Pachers Verse kommen in den Bildern aus einer biblisch-lyrisch-christlichen Tradition. Neue Bilder schießen nur selten zusammen. Die Sprache liegt noch vor der Bewußtseinskrise des zeitgenössisch Schreibenden. Sie kommt ohne Verfremdung aus. Darin liegt Hilfe für die einen, die Problematik für die anderen. Das aus theologischer Feder stammende Geleitwort mag der ersten Gruppe als Empfehlung gelten. Die andere Gruppe nimmt Anstoß an dieser Klischee-Versammlung der „schöneren Welt“. Das geistig-theologische Wissen der Autorin und das begriffliche Herbeizitieren bekannter Zeitläufte verstärken die Gefahr,